

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 30 (2017)

Artikel: Der Gazinbühel bei Fontnas und das jähe Ende seiner Zierde : ein artenreiches Biotop und einstiges Refugium der Dorfjugend
Autor: Gabathuler, Hansjakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Gaziⁿbüchel bei Fontnas und das jähe Ende seiner Zierde

Ein artenreiches Biotop und einstiges Refugium der Dorfjugend

Hansjakob Gabathuler

Nach der ersten Hitzeperiode des Sommers 2015 mit Temperaturen um die 35 Grad entlud sich am 7. Juli gegen halb neun Uhr abends ein schweres Gewitter über Gauschla und Gonzen und brach als mächtiger Sturmwind – von kurzen und mit kleinen Hagelschlossen durchsetzten Regengüssen begleitet – in beträchtlicher Schärfe über die Gemeinde Wartau herein. Neben Schäden an den Rebkulturen mit aufgeplatzten Beeren der kurz vor dem Traubenschluss stehenden Früchte zeugen auch etliche entwurzelte Bäume von der Heftigkeit der Böen, so beispielsweise eine Anzahl älterer Birken bei Pafäder unweit des Weilers Plattis, die den Windstössen nicht zu widerstehen vermochten und nahe der Bahnlinie zu Boden gerissen wurden. Gleichermassen erging es der solitären Eiche am alten Fussweg von Ferfiggs her über Gapluem zum Haldenwegli auf Ferschlinis.

Und auch die über 200 Jahre alte Eiche an äusserst exponierter Lage auf der südöstlichen Kante des Gaziⁿbühels, jenes einer umgekehrten Kaffeetasse ähnlichen Hügels südlich von Fontnas, vermochte den Sturmwirbeln nicht zu trotzen: In zwei Teile zerfetzte sie das wütende Element, schmetterte die eine Hälfte der Krone oben auf die ebene Abdeckung, die andere trugen die Böen bis an den Fuss des Hügels, wo sie – den gebrochenen Stammansatz tief in die Lösserde bohrend und eine gegen 70 Zentimeter tiefe Schramme hinterlassend – sich überschlug und ihr Geäst in die anliegende Buschhecke peitschte. Einzig der verstümmelte Strunk am Rand des Gaziⁿbühels erin-

nert noch an sein altes, markantes Wahrzeichen.

Feuersbrünste und Butzifeuer

Noch als junger Baum dürfte die Eiche nach den Wirren und Nöten der Franzosenzeit den in Fontnas vereitelten Dorfbrand vom 11. Januar im Hungerjahr 1816 miterlebt haben und auch jenen im gleichen Jahr, als der Züⁿsler, Hans Jakob Müller, am 7. November während eines wilden Föhnsturms zum zweiten Mal Feuer legte, bei dem beinahe das ganze Dörfli samt dem Erasmus-Chilchli – insgesamt waren es 40 Gebäulichkeiten – in Schutt und Asche gelegt wurde. Sie sah die Weiber und Kinder vor den Flammen fliehen, hinaus ins Fontnaser Feld, während sich die meisten Männer auf dem Markt in Sargans aufhielten. Nachdem jener Hans Jakob Müller, das schwarze Schaf aus gutbetuchtem Haus, jedoch im zweifelhaften Ruf stehend, ein Huttli zu sein, am Samstagabend des 20. Januar 1821 nach einem Wirtshausbesuch in der Witi auf dem Heimweg «ziemlich berauscht und mit Branntwein und Schwefelholz versehen» – so steht es im Schärenbuch der Oberschaner Dorfgenossame – schliesslich auch dieses Dorf angezündet hatte und «gefänglich eingezogen» wurde, hatte er in der Folge eine zehnjährige Zuchthausstrafe in St.Gallen zu verbüssen. Viel zu milde fanden die Betroffenen das Urteil, hatte doch der Brand in Oberschan, neben dem immensen materiellen Schaden, vier Menschenleben gefordert. Und die Eiche hat auch miterlebt, wie sich dieser Huttli nach der Verbüssung seiner Strafe und der Rückkehr in die

Heimat vor den vermummten Fontnasern und Oberschanern in die Walserberge hinauf flüchten musste, als sie gegen ihn ein Kesseltreiben eröffneten. Die Verbitterung gegen den Übeltäter, den keinen Tag lebendig und frei in ihren Gemarchen zu dulden sie vorgaben, war schliesslich tödlich für ihn. Was sich in der Vilder Au zugetragen hat, wo ihn die Verfolger zu stellen vermochten, entzog sich zwar auch dem Blickwinkel der Eiche, nicht aber, als des Züⁿslers Leichnam bei Balzers angeschwemmt und nach wochenlangem Hin und Her zwischen den Behörden diesseits und jenseits des Rheins endlich in einem Kiesloch nahe am Fluss im Liechtensteinischen verscharrt wurde.¹ – Beim sogenannten 'Eilferbrand' von 1911, als die an den damaligen Hirschen angebaute Dorfsennerei, ein Doppelwohnhaus und ein grosses Stallgebäude mitten in der Siedlung ebenfalls dem Roten Hahn zum Opfer fielen,² da hatte sich die Eiche schon zu einem stattlichen Baum gemausert.

Viele Jahrzehnte konnte der Baum mitverfolgen, wie jeweils nach der Jahreswende die männliche Jugend, die 'Butzibuben', ihr eingesammeltes Leseholz mit dem Redig oder dem Hornschlitten auf den Hügel schleppten, um an der Alten Fasnacht, der 'Bettlerfasnacht', nach uraltem Brauch am Abend des Funkensonntags mit dem brennenden 'Butzi' den Winter zu vertreiben, wobei auch fleissig dem Scheibenschlagen gehuldigt wurde. Dass kurz vorher jeweils das dürre Gras an der Hügelflanke durch 'Brandera' abgefackelt wurde, gehörte ebenfalls dazu – nicht



Die den Gazi**h**übel dominierende Eiche mit Blick gegen Trübbach (links unten im Hintergrund), den Maziferchopf, die Mulde von Matug, den Walserberg und den Gonzen im Winter 2013/2014.

aus rituellen Gründen zwar, sondern aus der Vorsicht, dass beim Abschlagen der glühenden Scheiben das verdorrte Gras des Vorjahrs am Wiesenbord nicht unverhofft in Brand geriet. Es sandten am Butzisonntag jeweils nicht nur die Höhenfeuer von Oberschan, von Azmoos und von der Lonna bei Weite ihre Grüsse zur alten Eiche, sondern auch die mächtig lodernden Haufen der 'Überrhiner' oberhalb der liechtensteinischen Dörfer Balzers und Mäls.³

Nidelzeltli und Gewehrprojekteile

Wenn im Herbst das Vieh den letzten Graswuchs auf der Hügelabdeckung abweidete und durch die Heranwachsenden gehütet werden musste, die bei dieser wenig anstrengenden Tätigkeit allerhand Schabernack trieben, brannnte oftmals auch ein kleines Feuerlein

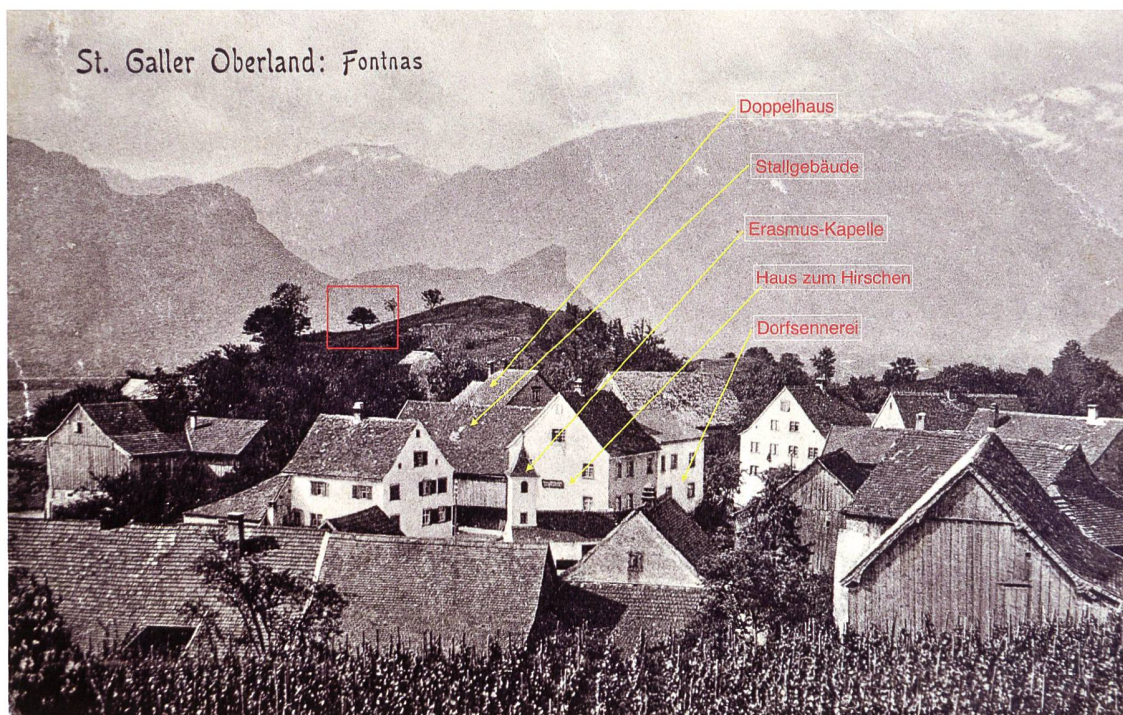
nahe der Eiche: In einem kleinen Buterkessel der Marke «Hochdorf» brodelte dann ein Gemisch aus Milch und Zucker so lange, bis die Masse braun und zähflüssig eingedickt war und auf die Wiese geleert werden konnte. Absonderlich erstarrte Formen bildeten sich beim Auskühlen zwischen den Grasstopeln – Nidelzeltli à la mode der Hüterbuben, süsses und köstliches Schleckzeug, trotz mitunter eingeschlossener Gras- und Laubfragmenten, was weiter nicht als störend empfunden wurde. Im gleichen Kesseli wurden gleich auch die vorher beim Kugelfang eingesammelten und nun die Hosensäcke prall füllenden Projekteile der Gewehrpatronen geleert, welche die Schützen mehr oder weniger zielgenau über das Azmooser Riet in den Fuss des Gasienzbords gepfeffert hatten und

dort von den Halbwüchsigen aus dem Lössboden gegrapscht worden waren. Bei starker Hitze schmolz das Blei im Kübel silbern schimmernd aus der messingenen Ummantelung der Geschosse und sammelte sich am Boden; und gleichermassen wie die Zeltlimasse ins Gras geleert, erstarrte auch das Metall in den ausgefallensten Formen, die sich zu kleinen Kunstwerken verbiegen

1 Siehe dazu auch *Werdenberger Jahrbuch 2007*, 20. Jg., S. 130ff., namentlich die Kapitel *Fontnas. 1816: Zwei Feuersbrünste bei heftigem Südwind*, sowie *Oberschan. 1821: Vorsatz – oder Gluten aus der Dubakpfeife*, S. 135ff.

2 Ebenda S. 133ff., «*Isch guet gsi*», *hät er züü*»slet» – der «Eilferbrand».

3 Vgl. dazu *Werdenberger Jahrbuch 2000*, 13. Jg., im Kapitel *Brauchtum zum Jahreswechsel* S. 46ff., insbesondere S. 50ff.



Fontnas mit den durch das Feuer des Eilferbrands (1911) versehrten Gebäuden vom Munt aus gegen Süden um 1900: Schon damals hatte die Eiche auf dem Gaziⁿbühl eine respektable Grösse.

oder – bei Misslingen – leicht wieder einschmelzen und neu formen liessen.

In den Jahren 1888 bis um 1910 war die Eiche selber diesen nicht ungefährlichen Gewehrprojektilen ausgesetzt, als sich nämlich im Dörfli der Militärschützenverein Fontnas mit dem Ziel, «sich in Friedenszeiten im Gebrauch der Waffen zu üben und die militärischen Kenntnisse der Mitglieder zu bereichern», formiert hatte. Der Übungsplatz befand sich im Quodera, von wo auf die am Fuss des Gaziⁿbords aufgestellten Scheiben geknallt wurde. Natürlich noch in Ermangelung von Hochblenden stand unsere Eiche damit in unmittelbarer Schusslinie. Anscheinend aber konnte nicht nur die Eiche, sondern vor allem der Scheibenzeiger in seinem roten Hemd und ausgerüstet mit Signalthorn grosses Vertrauen in die Treffsicherheit der Fontnaser «Matcheure» haben, erhielt letzterer doch erst Jahre später die Auflage, «dass er sich bei fehlender Sicherheit unsichtbar zu machen», also eine sichere Deckung aufzusuchen habe. Das sonntägliche Knallen und Pfeffern der Schützen hörte unsere Eiche dann aber seit 1910 aus

etwas sicherer Entfernung vom nahen Azmooser Riet her, als dort eine ehemalige Turnhalle zum Schützenhaus umfunktioniert und ein Scheibenstand beim Mülbach gebaut worden war. Das Gasienzbord hatte nun als Kugelfang zu dienen, dessen Sondermüll – die mit Bleiprojektilen durchsetzte Lösserde – vor etlichen Jahren für schweres Geld entsorgt werden musste.⁴ Wohl kaum deshalb, dass man hier mit Kanonen auf Spatzen geschossen hätte, sondern viel eher in Unkenntnis der Sachlage durch die zuständigen Instanzen hat man bis heute davon abgesehen, eine übereifrige «Sanierung» auch am Gaziⁿbord vorzunehmen.

Heuen – mit Tricouni bestückten Militärschuhen oder barfuss

Jedenfalls diente die Eiche auch den eifrigen Heuern des steilen Hangs, wenn im Hochsommer der alljährlich nur einmal stattfindende Schnitt des Magerheus anstand, als willkommene Schattenspenderin: Hier liess sich der Znüni – kühlender Most, Käse, Speck und Brot – angenehmer einnehmen; hier, wo stets ein leichtes Lüftchen weh-

te, entkamen sie für kurze Zeit der Glut Hitze des steilen Rains, bevor wieder die Sensen durch das Gras sirrten, die Worber ihre Gabeln schwingen, um das Gras zu verzetteln, denn das am Morgen geschnittene sollte möglichst noch gleichentags als 'Eintägiges' klingeldürr eingebracht werden.

Es war der Grossvater, der schon zeitig am Morgen seine am Vorabend sorgfältig gedengelte Sense geschultert und das 'Fueterfass' um die Lenden gebunden unten am Gaziⁿbord mit Mähen begonnen hatte. Bis die andern Mäher und die Worber nach der Versorgung des Viehs eintrafen, hatte er bereits ein grosses Stück geschafft, denn das Mähen war neben dem Züchten von Braunvieh und dem 'Schiggen' von Kautabak seine grösste Leidenschaft. Und Mähen, das konnte er wie kaum ein anderer: Mit verblüffender Leichtigkeit glitt sein Sensenblatt singend durch das noch leicht taufeuchte Gras, und trocknete es bald ab und war es noch so zäh, kaum ein Hälmchen blieb je stehen. Die Worber hinter ihm vermochten ihn meist erst wieder einzuholen, wenn er von Zeit zu Zeit sicheren

Auf der Abdeckung des Gazi[®]bühels, dem Butziplatz, brannte an der Puurafasnacht jeweils der durch die Dorfjugend erstellte Funken und grüsste jenen in Balzers ennet dem Rhein, der dort zwischen Dorf und Waldrand loderte.

Bild aus Gabathuler 1989



Stand suchte, nach hinten zum Fueterfass griff, den nassen Wetzstein herauszog und mit bedächtigen Strichen sein Werkzeug schärfte. Noch im Alter von 70 Jahren sichelte er seine Mahden am steilen Hang, bedächtiger als früher zwar, jedoch nicht weniger gleichmässig und sauber. Manchmal fand sich hier auch ein Wespennest, doch unbeachtet der ihn angriffig umschwärmenden Biester, die sich mitunter auf seine Hosenbeine niederliessen, mähte der Nini weiter: Der dicke Wollstoff seiner Beinlinge, verfertigt im bündnerischen Truns, liessen die sonst so schmerzhaften Giftstiche nicht aufs Leben treffen.

Bis zum späteren Nachmittag waren die Halme dürr, das Gras zu duftendem Heu geworden, das nun mit Gabel und Rechen an den Hangfuss gebracht werden musste. Auch diese Arbeit war beschwerlich, denn stellte man sich auf das trockene Heu, rutschte man augenblicklich ab, so dass man sich barfuss mit den Zehen in die Erde krallte. Die Männer hatten es in dieser Hinsicht etwas besser, trugen sie doch ihre mit Tricouni-Beschlägen besetzten Nagelschuhe aus der Militärdienstzeit, die besseren Stand ver-

sprachen. Für die Kinder bestand ein nicht ungefährliches Spiel darin, mit einem gewagten Sprung in einen zusammen gereichten Heuhaufen zu hüpfen und damit in rascher Fahrt nach unten zu sausen. Allerdings war Vorsicht geboten und man durfte nicht zu weit in den Haufen springen, da die Gefahr bestand, sich etliche Male schmerzhaft überschlagend und ohne Heu unten anzukommen.

Wenn sich das Gazi[®]bord wie sauber geputzt präsentierte, wenn sich unten auf dem Weg eine riesige Mahd türmte, dann wurde das eintägige Magerheu mit den grossen Ladegabeln – vierzinkig und für Kinderhände zu schwer – auf den Leiterwagen geladen und manches Fuder eingebracht. Bis in die Mitte der 1950er Jahre wurden die beiden Pferde, die «Eidgenossen» Wanda und Letta, vorgespannt, da Vater und Grossvater als Dragoner Militärdienst geleistet hatten, dann ein Willy's Jeep und später ein Traktor der Marke Massey-Ferguson und so stark wie 35 Pferde!

GAöL-Beiträge und suura Moscht

War früher die strenge Magerheuernte von den Bauern als Selbstver-

ständlichkeit betrachtet worden, so wurde diese Arbeit gegen die Jahrhundertwende durch Bundesbeiträge abgegolten, da viele Landwirte die wenig rentable Aufgabe scheuten und in der Folge viele Magerwiesen zu verganden und zu verbuschen drohten. Der Kanton und die politischen Gemeinden hatten nun im Rahmen der bewilligten Kredite die Massnahmen zum Schutz und Unterhalt von Biotopen sowie zum ökologischen Ausgleich durch Beiträge zu unterstützen. Auch das Gazi[®]bord fiel als extensiv genutzte Wiese unter dieses *Gesetz über die Abgeltung ökologischer Leistungen (GAöL)*, und die Beiträge waren natürlich jedem Bewirtschafter willkommen.

Kaum je aber hat der Schreibende seinen Vater zorniger gesehen, als eines Tages aus St.Gallen ein Brief per chargé eintraf und ihm schriftlich mitgeteilt wurde, das Gazi[®]bord sei nicht mehr gemäht und die ausbezahlten Beiträge somit zu Unrecht bezogen worden! Irgendein selbsternannter «Ökologe»

4 Siehe auch Gabathuler 1988.

vielleicht, der offensichtlich diese Bezeichnung nicht verdiente und anscheinend nicht wusste, dass die Pflanzen auf einer Magerwiese nach der Mahd und bis in den Spätherbst wieder nachwachsen, muss ihn angeschwärzt haben! Gleich setzte sich der Diffamiererte an seine alte «Hermes» und verlangte in seiner Stellungnahme an das zuständige Amt – ebenfalls per eingeschriebenem Brief – die Bekanntgabe des Verleumders, damit dieser im kommenden Sommer zur Mitarbeit eingeladen werden könne, wörtlich: «...für Sense und Gabel ist bereits gesorgt, ebenfalls für genügend sauren Most, auf dass dieser dem Schandmaul ebenso sauer aufstosse!» Der gleichfalls sauer verdiente Bewirtschaftungsbeitrag wurde in der Folge immerhin für rechters befunden; der Schmäher blieb jedoch unbekannt – und bezeichnenderweise musste im folgenden Sommer auch auf dessen «fachmännische» Asistenz verzichtet werden.

Die maschinelle Technik hat in der Zwischenzeit bekanntlich auch in der Landwirtschaft Einzug gehalten: Die

Mahd am steilen Rain erfolgt heute mit speziellen und äusserst standfesten Motormähern, und heulende Gebläse schlenzen das Heu an den Hangfuss, wo es – zu Rundballen gepresst – auf den Abtransport wartet. Damit ist die mühsame Handarbeit mit Sense, Heugabel und Rechen praktisch verschwunden, und desgleichen hat auch der Schatten der alten Eiche für die gemeinsamen Ruhepausen ausgedient.

Bedrohte Artenvielfalt und Gefahr der Vergandung

Der steile und südlich exponierte Abhang des Gazi¹bühels ist eine ausgeprägte Magerwiese, die, ihrer Artenvielfalt wegen, nur einmal im Jahr gemäht werden darf, und zwar erst nach dem Ende der Blütezeit der reichhaltigen Flora, damit die Pflanzen Zeit haben, Samen zu bilden und sie zu verbreiten. Unter anderen typischen Magerwiesenpflanzen finden sich hier die Zypressenwolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*) mit ihrem klebrigen und hochgiftigen Milchsaft, die Echte Schlüsselblume (*Primula veris*), die Schafgarbe

(*Achillea millefolium*), die Blütendolde der Wilden Möhre (*Daucus carota*), die Gemeine Wucherblume (*Leucanthemum vulgare*), der Mittlere Wegewich (*Plantago media*), die Flockenblume (*Centaurea jacea*) und der Wirbeldost (*Clinopodium vulgare*).

Auch verschiedene Knabenkräuter (*Orchidaceae*) sind hier anzutreffen, deren Namen wegen der Ähnlichkeit ihrer zwei Wurzelknollen mit den männlichen Genitalien – ‘orchis’ steht im Griechischen für ‘Hoden’ – den Aberglauben begründete, dass Frauen, wenn sie die stärkere und saftigere der beiden Knollen ässen, einen Knaben gebären würden. Unter diesen Orchideen spriest auch die blattgrünlose Vogelnestwurz (*Neottia nidus-avis*), ein Vollscharotzer, der – um auf die besondere Gefährdung dieser Art aufmerksam zu machen – in Deutschland zur Orchidee des Jahres 2002 gewählt worden ist; ebenso die Witwenblume (*Knautia arvensis*), die Esparsette (*Onobrychis viciifolia*), der Thymian (*Thymus pulegioides*) und neben dem Wiesenklees (*Trifolium pratense*) auch



Beim Schiiba-Schlus am Funkensonntag landeten die glühenden «Sonnenrädchen» in der von Wildspuren durchzogenen Wiese unterhalb des Bühels, wo sie anderntags zusammengesucht wurden und – soweit sie noch unverseht geblieben waren – im folgenden Jahr wieder Verwendung fanden.

der Wund- (*Anthyllis vulneraria*) und der Hornklee (*Lotus corniculatus*). Der Blassgelbe Klee (*Trifolium ochroleucon*) gedeiht hier sowie der Knollige Hahnenfuss (*Ranunculus bulbosus*) und der Klappertopf (*Rhinanthus minor*), im Volksmund als «Milchschelm» benannt, da die Pflanzen in der Nachbarschaft dieses Halbschmarotzers weniger gut gedeihen. Der Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*) mit seinem weissen Milchsaft in Blatt und Stiel, die Knäuel- oder Büschelglockenblume (*Campanula glomerata*), der Natternkopf (*Echium vulgare*) mit seinen rauen Blättern und den auffallenden Stempeln, die am Ende wie Schlangenzungen gespalten sind, die Kleine (*Prunella vulgaris*) und die Grossblütige Brunelle (*Prunella grandiflora*), der Wiesensalbei (*Salvia pratensis*) und erstaunlicherweise – unmittelbar unterhalb der Eiche – die Blaue Kugelblume (*Globularia nudicaulis*), die sich sonst eher in höheren Lagen findet, sind hier alle heimisch.

Die ausdauernde Dornige Hauhechel (*Ononis spinosa*), als Futterpflanze zwar wenig geeignet, bereichert ebenfalls den mageren Rain und lockt die Insekten an. Der Bestand der einst am Waldrand verbreitet vorkommenden Schwarzvioletten Akelei (*Aquilegia atrata*), der «Narrenkappe», wie sie hier genannt wird, hat sich in den letzten Jahren etwas zurückgebildet, dafür kommt nun die Ästige Graslinie (*Anthriscum ramosum*) vermehrt vor. – Ein prächtiger Wiesenblumenstrauß, hier am steilen Bord gepflückt, vermochte sogar Mutters Aufregung zu beschwichtigen, wenn entdeckter Ungehorsam oder der Deckmantel einer Notlüge von ihr enthüllt worden war und der Teppichklopfer als strafendes Vollstreckungsinstrument drohte.

Das Plateau, die Abdeckung des Gaziⁿbühels, wie auch der Hangfuss weisen eine ganz andere Vegetation auf: Es sind Fettwiesen, die früher zwei- bis dreimal geschnitten wurden, bevor der spärlicher werdende Bewuchs im Herbst noch als letzte Viehweide dien-



Die Eiche – mit zwar gesundem hellem Splintholz, jedoch im dunklen Kernholz trotz Gerbstoff und Widerstandsfähigkeit von einer Pilzwucherung befallen und dadurch geschwächt – vermochte dem wütenden Element des Sturms nicht standzuhalten.

te. Durch die intensive Beweidung – es wird heute kaum mehr gemäht – hat sich die Flora hier verändert und es kommt nicht von ungefähr, dass beispielsweise wertlose Kratzdisteln (*Cirsium palustre*) und der Pastinak (*Pastinaca sativa*), der an Strassen- und Schienenrändern heimisch ist, nun auch hier überhandnehmen. Mit dem Rückgang der botanischen Artenvielfalt besteht die schleichende Gefahr der Vergandung, da aus den drei verschiedenen Räumen – Heuwiese/Weide, Rain und Wald – schliesslich nur noch einer dominiert: das Gebüsch, der 'Gand'.

Grillen, Wespen, Mai- und Hirschkäfer

Es ist nicht nur die grossartige Pflanzenvielfalt, die den Gaziⁿbühel belebt, es sind auch zahlreiche Tiere, die das Biotop besuchen und bevölkern. Wer an lauen Sommerabenden das Fontnaserfeld aufsucht, ist erstaunt ob dem Zirpen der zahllosen Grillen, die hier ihr abendliches Konzert vollführen. Und diese Grillen, die sich bei der kleinsten Bodenerschütterung blitzschnell zurückziehen, lassen sich mit

Hilfe eines in den Gang ihrer Behausung eingeführten und zwischen den Fingern gedrehten Grashalms leicht wieder herauslocken – «Grillen kitzeln», ein von Kinderhand oftmals ausprobiertem Zeitvertreib.

Neben vielen andern Kleintieren wie Ameisen, Fliegen und Mücken, Spinnen aller Art, Tag- und Nachtfaltern bilden in verlassenem Maulwurf- oder Mausgängen im feinen Lössboden auch immer wieder Wespen ihre Staaten. Ihre Angriffslust wird schon durch ihre arttypische schwarz-gelbe Warnfarbe markiert; sie geniessen daher wenig Sympathie und es galt als Mutprobe, ihre Nester auszunehmen. War jemand gestochen worden und hatte man den Eingang des Nestes durch das Herumschwärmen der Insekten bei Tageslicht ausgemacht, dann wurde diesen Plagegeistern tödliche Rache geschworen: Wenn sie sich beim Einnachten in den Bau zurückgezogen hatten, wurde ein etwa armlanges Stück Zündschnur in Brand gesetzt und beim ersten Zischen verkehrt in den Eingang des Nestes gesteckt, so dass sich Feuer und Rauch im Innern verbreiteten. Ein kleiner Grasziegel verschloss die Öffnung und ver-

wehrte den Wespen die Flucht ins Freie. War die Zündschnur durchgebrannt, liess sich das Nest mit einer Haue beinahe gefahrlos öffnen, da die Insekten durch den Qualm betäubt und flugunfähig gemacht worden waren. Es empfahl sich aber, diesen Feldzug nicht etwa barfuss und ohne Handschuhe vorzunehmen, da der gefürchtete Stachel am Hinterleib der Insekten auch in der Betäubung in pumpenartiger Bewegung zuckte und zuzustechen versuchte. Die Waben mit ihrer Brut – suppentellergröss und manchmal deren acht bis zehn übereinander – wurden in einem verschliessbaren Behälter nach Hause getragen, dort mit siedendem Wasser übergossen und landeten endlich auf dem Miststock oder im Güllekasten.

Wenn sich die Eiche Ende Mai in zartem Grün zeigte, dann waren es die Maikäfer, die sich am spriessenden Laub gütlich taten und der Verfolgung nicht entkamen, da auch sie nicht gern gesehen wurden, vorab deshalb, weil ihre Larven, die Engerlinge, das Wurzelwerk der Pflanzen in Garten und Wiese traktieren, so dass die Heuernte nach einem Käferjahr – die Krabbeltiere treten bekanntlich nur alle vier Jahre in Massen auf – erheblich spärlicher ausfällt. Je nach Grundbesitz waren die Bauern verpflichtet, eine bestimmte Menge an Käfern einzusammeln und an einer offiziellen Abnahmestelle, wo darüber Buch geführt wurde, abzugeben. So war denn unter andern Laubbäumen auch die Eiche auf dem Gazi¹büchel morgens in aller Frühe aufzusuchen, um die Tiere, wenn sie von der Kühle der Nacht noch steif und schläfrig waren, mit Obsthaken von den Ästen und Zweigen auf am Boden ausgebreitete Tücher zu schütteln, in alte Tansen zu leeren und ebenfalls mit brodelndem Wasser ins Jenseits zu befördern.⁵

Zu den eher seltenen Gästen auf der Eiche gehörte auch der Hirschkäfer (*Lucanus cervus*, von lat. LUCANUS 'Waldbewohner', und CERVUS 'Hirsch'), der mit gegen sieben Zentimeter Länge



Das Taldorf Weite sowie Fontnas (links) in der Wartauer Hügelland: Der von Hecken gesäumte Gazi¹büchel (Mitte links), der einer umgekehrten Tasse gleicht, ist ein wertvoller und artenreicher Biotopverbund im Fontnaser Feld.

Flugaufnahme 31. 7. 2015 Hans Jakob Reich, Salez

wohl grösste Käfer in unserer Region, dessen braunrote Mandibeln, die Oberkiefer, beim Männchen geweihartig und extrem vergrössert ausgebildet sind. Er gehört zu den stark gefährdeten Arten, nicht weil er sich als Sammelobjekt grosser Beliebtheit erfreut, sondern weil immer weniger Lebensräume für ihn vorhanden sind. Ein Pärchen dieser Gattung, das sich auf der Rinde am Stamm der Eiche niedergelassen hatte, wurde auf einer Pirsch mit dem Luftgewehr ohne Überlegung einfach totgeschossen, in ein Taschentuch gewickelt und verschwand im Hosensack.

Im jugendlichen Freundeskreis fand die Beute ihre erhoffte Bewunderung. Der Nimrod seinerseits – mit aufkommendem Verstand – schämt sich bis zum heutigen Tag ob dieser «Heldentat»!

Grünröcke und Vogeljäger

Ein verlassener Fuchsbau, schräg unterhalb der Eiche, ist auf einer kleinen Terrasse des Wiesenrains noch heute auszumachen; und Füchse finden sich derzeit noch an verschiedenen Orten im Fontnaser Feld. In der Abenddämmerung des Frühsommers lassen sie

sich vor ihren Röhren beobachten, wenn Reineke die Welpen füttert und die Jungen sich um die Beute balgen. Meistens verrät niedergedrücktes Gras vor den Höhlen, dass sich ein Wurf im Kessel – dem Innern des Fuchsbaus – befindet, vielfach auch der leicht wahrnehmbare süssliche Aasgeruch, wenn man dem Bau ab dem Wind geht und sich geduldig auf die Lauer legt.

Wo Wild ist, da sind auch die Jäger anzutreffen, und wenn es unverhofft hinter einem Gebüsch knallte, dann war bestimmt z Gigersch Hänz, ein passionierter Grünrock, unterwegs, um mit seiner Flinte den wenig geliebten Rabenkrähen nachzustellen. Er hatte auch nichts dagegen, wenn wir ihre Nester plünderten, vorab jenes auf der leicht zu erkletternden Fichte in der Hecke unten am östlichen Hangfuss des Gazi^mbühels. Manchmal war hier auch sein Kollege, dr Herma Mechi – Veloflicker und ebenfalls Jäger – anzutreffen. Die Flinte hatte er – den Lauf bodenwärts gerichtet – stets an der Schulter vorgehängt. Ihn einmal begleitend, folgten wir sogleich seinem brüskten «Halt! Ohren zu!», als der Mechi unverhofft stehen geblieben war,

bedächtig die Flinte von der Schulter nahm, einen Ausfallschritt vorwärts machte, stehend anlegte und gegen das Bord zielte. Kaum krachte der Schuss, schnellte am Gazi^mbord ein räumiger Fuchs hoch in die Luft und fiel zitternd und tödlich getroffen zu Boden. Der Jäger war ihm anscheinend schon längere Zeit gefolgt und hatte ihn mit seinem geübten Auge wahrgenommen, noch bevor wir Buben etwas von der Anwesenheit des kranken Rotrocks geahnt hatten. Jedenfalls holte er gleich das struppige Tier, bei dem schon Mechi ständiger Begleiter – sein Schnauzer – wedelte, band dem Fuchs die Läufe zusammen, nahm ihn über die Schulter und verlud ihn später auf dem Gepäckträger seines Pfuffers. Der Hund suchte sein vorne am Motorfahrrad montiertes Kistchen auf und so tuckerte der Mechi mit Beute und Passagier heimwärts. Dieser Jagdhund selbst war ein wohldressiertes Unikum: Warf ihm der Mechi beispielsweise einen Wurstzipfel hin und meinte barsch dazu: «Vom Migros!» rührte der Schnauzer den Fleischbrocken nicht an, schwieg der Mechi aber, war das Häppchen gleich verschlungen.

Neben den Haken schlagenden und schnell flüchtenden Feldhasen ist das Fontnaser Feld auch von scheuen Rehen bevölkert, die in den Buschstreifen sichere Deckung finden und sie erst beim Eindunkeln verlassen, in den Wiesen äsend, ständig den Kopf hehend und ängstlich ihre Lauscher bewegend. Winters trifft man immer wieder auf die Trittsiegel dieses Schalenwildes im Schnee, die es auf seinen Wechselln hinterlässt. Im späten Frühjahr, wenn sie ihre Jungen gesetzt haben, ist es nach wie vor nötig, die Wiesen abzusuchen, um die gefleckten Kitze, die sich bei drohender Gefahr tief ins Gras ducken, ausfindig zu machen, damit sie nicht etwa ins Mähwerk der Maschinen geraten.

Bewaffnet waren oft auch wir Jungen unterwegs, zuerst mit selbst gefertigten Pfeil und Bogen, dann mit Steinschleudern, fabriziert aus einer Astgabel und den ineinander verknüpften Gummiringen von einem alten Veloschlauch, den uns der Mechi freigebig überlassen hatte, später dann mit dem Luftgewehr und schliesslich mit dem Flobert. Spatzen, die in grossen Schwärmen nicht nur die Miststöcke und Hühnergehege auf- und heimsuchten, sondern auch in die Weizenfelder einbrachen, waren unsere Beutetiere. Schwieriger zu bejagen waren allemal die Krähen, die anscheinend gleich merkten, wenn wir mit unseren Schiessprügeln unterwegs waren. Da ging das Ausnehmen ihrer Nester doch schon leichter vonstatten, auch wenn uns die Altvögel mit heiserm Gekrächze umschwärmten und zu attackieren versuchten, so dass unten in der Witi gleich jeder Hofhund losheulte. Und die Jagderfahrung eines Gigersch Hänz und eines Herma Mechi fehlte uns natürlich gänzlich. Trotzdem waren die Vögel nie sicher vor uns, und manchmal war unter der Beute auch ein Eichelhäher, dessen bunte



Ein Bild von Naturgewalt und Zerstörung: Die Trümmer der andern Hälfte der Eiche zwischen der reichen Magerwiesenflora mit Grasliken – und Glück für die Brut des Grün- oder Buntspechts, dass sie schon vor dem Unheil ausgeflogen war.

5 Vgl. *Werdenberger Jahrbuch* 1996, 9. Jg., S. 197ff., *Schädlingsbekämpfung, ein altes Gewerbe*, speziell S. 203ff., *Chäfara – die Jagd nach den Maikäfern*.



Plattenstutzweg am Fontnaser Dorfausgang gegen Azmoos: Geradeaus führt der Wiesenweg zum Gaziⁿbühel, über den das Butziholz mit Hornschlitten oder Redig zum Hügel geschleppt werden musste; er war auch Teststrecke für den Carrutsch.

Flügelfedern in hellem Blau, in Schwarz und Weiss oder jene in allen Perlmutterfarben schillernden einer Elster bald die Krempen unserer am Trübbächler Markt erstandenen Hüterbühnchen zierten.

Der Carrutsch – eine ‘carrozza’

In der Werkstatt über dem Torkel fand sich ein zolldickes Brett, rund zweieinhalb Meter lang, vorne zugespitzt und mit einem Loch in der Mitte, hinten erhöht und quer aufmontiert drei Bretter sowie ein kleines Kistchen als Sitzgelegenheiten. Es war das «Chassis» einer grösseren Seifenkiste, die eine halbe Generation vor uns – nun bereits mit schnittigen «Vespas» und Verlobten oder Freundin unterwegs – angefertigt hatte und nicht nur die Strassen, sondern auch jegliche Tanzveranstaltung unsicher machten. Deren Treiben konnten wir Buben sowie so nicht verstehen: Mädchen waren doch langweilige Heulsusen und verströmten in unseren Augen einen Geruch, dem man besser aus dem Weg ging! – Unser Interesse galt viel mehr dem erwähnten Brett, und es gab uns den Anstoss zu neuen Einfällen: Das Ve-

hikel musste unbedingt wieder fahrbar gemacht werden! Allein, es fehlten die Räder, es fehlte auch die Lenkung. Glücklicherweise wurden die an überdimensionierte Eier erinnernden, vom Spielzeughersteller «Wisa-Gloria» in Lenzburg verfertigten Kinderwagen der Nachkriegszeit, in denen wir vor Jahren noch selber zappelnd geschrien hatten, nicht mehr benötigt, da die Familienplanung mit dem Heranwachsen von uns Lümmeln offensichtlich als abgeschlossen betrachtet wurde, was sich aber in einigen Fällen als absolute Fehlannahme erweisen sollte! Jedenfalls kam eine solche «Chaise» – selbstverständlich ohne Vollverschalung und Verdeck, jedoch mitsamt dem Stossbügel – als doppelte Hinterachse unter das Chassis-Brett. Eine drehbare Vorderachse ergab sich aus zwei Rädern, die wir samt Verbindungsstück im Gruschtloch im Zagg gefunden hatten und auf ein Balkenstück montierten. Eine dicke Schraube wurde durch den Balken und das Loch im Brett geführt und mit einigen gut geölten Einlegescheiben unter dem Brett befestigt. Ein Kälberstrick als Seilzug, links und rechts angeknüpft, diente der Len-

kung, und zwei Paar Dachlattenstücke, seitwärts mit Siebzignägeln an das Chassis gehämmert, wirkten als auf dem Boden kratzende Bremshebel.

Als Teststrecke für diesen «Carrutsch» – der Name dürfte auf das italienische *carrozza* oder *carrozzina per bambole* für ‘Wagen’ oder ‘Kinderwagen’ zurückzuführen sein – diente der grasbewachsene Feldweg zum Gaziⁿbühel. Die Testfahrt verlief im fusstiefen Bewuchs des Weges, der eine gewisse Bremswirkung erzeugte, durchaus positiv. Anders aber die Jungfernfahrt am andern Morgen, als wir das Gefährt zu viert bestiegen hatten und auf der damals noch verkehrarmen Naturstrasse dem Schulhaus in der Witi zusteuerten: Beim vierten Rank auf der Platte gaben die Nägel des ersten Bremsenpaares nach, beim dritten Rank wurden die Nägel samt zweitem Dachlattenpaar aus der Verankerung gezogen und als nutzlos weggeworfen, so dass die Fahrt immer schneller wurde. Hätten wir Schuhe getragen, dann wäre das Verlangsamten des Gefährts mit den vier Paar Füßen im stiebenden Kies leicht gefallen – alle «Rennfahrer» aber waren barfuss! Doch glücklich kurvten wir um den zweiten Rank, näherten uns in höllischem Karacho dem ersten, der jedoch entgegen allen Befürchtungen ebenso erfolgreich gemeistert wurde, nicht zuletzt deshalb, weil sich die Beifahrer – ähnlich dem «Plampi» bei den Gespannen im Motocross – durch Verlagerung ihrer Körper dergestalt in die Kurve legten, dass ihre Schultern beinahe das Strassentrassée berührten.

In Sichtweite des Schulhauses und wohl etwas übermütig geworden, liess der Steuermann dummerweise den Seilzug mit der linken Hand los und winkte den staunenden Realschülern zu, die sich auf dem Schulweg nach Fontnas befanden. Das war unser Verhängnis: Die Lenkung wurde nach rechts gerissen, der Bug des Carrutchs krachte in einen Eisenpfahl des dortigen Geländers, das Gefährt selbst wurde hinten hochgehoben, überschlug sich mitsamt seiner Fracht, und Steuer-

mann und Beifahrer, alle lagen als zapelnder Haufen aufeinander – mitten auf der Strasse! Aufgeschürfte Hände, blutende Knie, ein paar Beulen und blaue Flecken waren die Folgen des Unfalls bei den älteren beiden Vorderleuten, Fünft- oder Sechstklässler nebenbei erwähnt. Glimpflich, mit kaum einem Kratzer, dafür kreidebleich waren die hinteren beiden und zwei Jahre jüngeren Beifahrer davongekommen, die oben auf dem strampelnden Knäuel gelandet oder – neudeutsch ausgedrückt – «gegroundet» waren. Nachdem der ramponierte Carrutsch zur Seite gestellt war, wurde – verstärkt noch durch das hämische Gelächter der Realschüler – niedergeschlagen zum Schulhaus marschiert, wo jedoch vorab die blutenden Bruchpiloten von den Mitschülern nicht wenig Respekt und Achtung erfuhren. Bei den Lehrern aber setzte es verständlicherweise zuerst einmal ein gehöriges Donnerwetter ab: Die beiden Lädierten – Steuermann und erster Bremser – fanden nach einer Standpauke umgehend ihren Weg nach Hause zur Versorgung der Blessuren, und nie, gar nie wieder durfte mit dem Carrutsch, auf den man doch so stolz gewesen war, der Schulweg bestritten werden!

Hütet euch am Morgarten!

Eigentlich hatte die Sache ganz harmlos begonnen. Wie in manchen Wiesen, so gab es auch auf dem Gazi¹büchel Maulwurfshaufen – Schärhüffa – wahrlich zu Hauf, wenn wir Buben den Urhebern, den samtenen Pelztieren, im Frühjahr und im Herbst nicht etwa fleissig mit unseren Feldmauserfallen zu Leibe gerückt waren. Die Erdhügel störten den Graswuchs und während der Heuernte waren sie lästig. Immer wieder verstopften sie das Mähwerk des Aecherli-Motormähers, und die aufgeworfene Erde gelangte ins Heu, so dass es vom Vieh nicht mehr gern gefressen wurde. Im Winter, wenn kein oder wenig Schnee liegt, gefrieren die Schärhüffa und lassen sich mit einigen Fusstritten leicht als Ganzes vom



Die «Rennstrecke» war für gewisse «Fahrschüler» eine wirkliche «Renn-Strecke»: Der Feldweg teilt die Wiesen Gazi¹ (rechts) und Filgärsch und verlief früher zwischen Stacheldrahtzäunen. Im Hintergrund links die unheilvolle S-Kurve. Im oberen Drittel des Gebüschs darüber befand sich die «Räuberhöhle».

Boden lösen. Ihre beinahe kreisrunde und feste Form verleitete uns, diese irdenen Rädli das steile Gazi¹bord hinabrollen zu lassen, und wir freuten uns, wenn sie es bis unten schafften und erst in der Ebene in grössere und kleinere Stücke zersprangen. Doch hatte dieses harmlose Spiel bald einmal seine Spannung verloren. Wie aber wäre es, wenn wir die Rädli zielgenau auf ein Objekt loslassen könnten?

Das Ding mit grösserem Effekt war bald gefunden: Auf der Ostseite des Bühels stand tief unten der Betrieb eines Kleinbauern, und dessen talwärts offener Wagenschopf mit Pultdach war nahe an den Hang gebaut. Schon türmten sich oben eine ganze Menge gefrorener Maulwurfshaufen, die nun einer nach dem andern den steilen Hang hinabsausten, in die Holzwand oder auf das Dach krachten und dort in ihre Stücke zersprangen. Ob dabei auch einige Ziegel oder Beschlagbretter zu Bruch gingen, liess sich von oben nicht genau feststellen; bemerkbar aber machte sich alsbald ein wütender Mann, aufgeschreckt wohl durch das prasselnde Gepolter und mit geballten

Fäusten wild zu uns herauf gestikulierend. Als dann gar noch scharfes Hundegebell ertönte, gaben wir schleunigst Fersengeld, rannten heimwärts und versteckten uns auf der Getreidebühne über dem Rinderstall, wo uns ein geöffneter Fensterladen die Lage von hoch oben überblicken liess. Tatsächlich hetzte schon bald der uns Unbekannte schnaubend daher, den unsere Spurschnürenden Appenzeller Bläss an der Leine. Dass wir uns mucksmäuschenstill verhielten, versteht sich von selbst, zumal der Hund sich vor dem Rinderstall plötzlich stellte, kurz knurrte, dann aber von seinem Meister unwirsch an der Leine zurückgerissen wurde und sich – zu unserer nicht geringen Erleichterung – samt diesem rechtsumkehrt wieder trollte. Offensichtlich hatte unser scharf anschlagender Hofhund die beiden zur Umkehr bewogen. Es dauerte jedoch eine geraume Weile, bis wir uns wieder von der Bühne herunter und ins Freie wagten.

Sonntagvormittag, Ende der Kinderlehre mit Unterweisung durch den gestrengen Herrn Pfarrer Saxer, die aber schamlos schnell vergessen wurde. Die

Schilderungen des ebenso beharrlichen Lehrers Heieri Zogg im Geschichtsunterricht über die Schlacht am Morgarten hatten sich da schon tiefer eingepägt und lebten in unserem jugendlichen Geist fort. Was in der Innerschweiz vor damals knapp 650 Jahren im nicht gerade vorteilhaften – sprich wenig steilen – Gelände geschehen soll, das liess sich doch an unseren abschüssigen Hügelhängen viel leichter praktizieren! Mit vereinten Kräften wurde im Fanal, dem damals linkerhand der Strasse von einer kleinen, buschgesäumten Mauer und rechts durch das steile Wiesenbord begrenzten Engpass, eine junge Esche quer über die Strasse niedergebogen und deren Wipfel hangseits mit Hilfe einer festen Schnur an einem freistehenden Wurzelstrunk festgezurt: Die Strasse war damit für den noch spärlich fliessenden motorisierten Verkehr gesperrt. Wir aber hatten unsere Letzmauer, an der sich das Heer des «Feindes» aufhalten liess. Schon kraxelten wir das Bord hinauf und rüsteten unsere Munition in der bekannten Form gefrorener Schärhüffa für den vorgesehenen und in der Schule blumig ausgeschmückt erfahrenen Steinhagel. Gleich nahte auch schon der erste Habsburg-Österreicher – ein alter VW-Käfer, zwar bekanntermassen deutschen Fabrikats – in gemächlichem Tempo auf der Naturstrasse bergwärts schnarrend. Kaum musste er vor dem Hindernis stehen bleiben, da sausten schon die ersten Maulwurfshaufen aus dem Hinterhalt den Rain hinab und zersprangen auf der Strasse in viele kleine Klumpen, ohne jedoch Leopolds wohlgerüstete Truppen ernsthaft zu gefährden. Der uns fremde Fahrer stellte flugs den Motor ab, sicherte seine Kiste mit ratschender Handbremse, stieg aus, schaute sich überrascht um, erkannte die Gefahrenquelle und blies postwendend zum Gegenangriff: Laut hals «Huera-Choga-Chöga»-fluchend hetzte er das Bord herauf. Die «Eidgenossen» aber, in bester Kenntnis ihres Rückzugsgebiets, nahmen den Finken-

strich von der Walstatt und eilten unerkannt dem Jörlisbühl zu. Der Gegner sah bald ein, dass er die Fliehenden kaum einzuholen vermochte, sah wetternd von der Verfolgung der heldenhaften Hasenfüsse ab, begab sich wieder zu seiner Karre, zog sein Taschenmesser und befreite mit raschem Schnitt die zum Bogen gezwängte Esche, die sogleich in ihren ursprünglichen Stand zurückschnellte. Das überraschte Opfer konnte seine vorgesehene Fahrt in Richtung Gretschins und Oberschan endlich ungehindert fortsetzen. Verständlicherweise wurde die heroische Tat totgeschwiegen, Mutters verhasster Teppichklopfer konnte für einmal nicht in Aktion treten und die Annalen der vaterländisch-eidgenössischen Gründungslegenden von 1315 blieben damit vor einer Neufassung bewahrt!

Starker Tobak und Birkenblut

Das an die Talebene anschliessende Rundhöcker- und Terrassengebiet, zu dem der Gazi¹bühl ausgeprägt gehört, verleihen einem Teil der Gemeinde Wartau einen ganz besonderen Charakter: Es sind die Formen glazialer Bearbeitung, durch den einstigen Rheingletscher rundgeschliffene Felsensporne, die mit dem Zurückschmelzen des Eises nach der Eiszeit mit Löss, dem feinkörnigen und durch den Wind verfrachteten postglazialen Steppenstaub geschaffen wurden. Diese oft etliche Meter mächtige Windsedimentschicht ist sehr fruchtbar, weist kein Steinchen auf und erlaubt es nicht nur den Grillen und Füchsen mit wenig Aufwand ihre Gänge und Kessel zu graben, es verführte auch uns Buben dazu, es ihnen gleichzutun. Mit Schaufeln, Hauen und Pickeln gruben wir uns auf der Südwestseite des Gazi¹bühls eine mehrere Meter tiefe Höhlung in den Löss und belieszen nur einen relativ kleinen Eingang zu diesem Räubernest. Mit Feuereifer wurde in der Freizeit tage-, ja wochenlang an der schliesslich mannshohen Höhle gebuddelt, die uns darauf – mit Stroh ausgelegt – als Refu-

gium diente. Dass unsere Kleider meistens vor Dreck standen, dass wir erbärmlich nach Feuer und Rauch rochen, übersahen unsere Eltern grosszügig; nicht aber, wenn irgend ein Werkzeug – ein Hammer, eine Zange, ein Beil, eine Säge oder Haue – zuerst in der Höhle gesucht werden musste und manchmal auch wieder gefunden wurde. Schimpftiraden, Haarrupfen oder gar a Schwinta – eine Ohrfeige – waren zwar nicht an der Tagesordnung, aber auch nicht die Ausnahme.

Abgeschirmt vor elterlicher Aufsicht und Obhut liess sich hier nun manch verbotenes Treiben an: Mit Feuer umzugehen, das hatten wir gelernt, mit dem Rauch, besser gesagt mit dem Rauchen selbst, das war ein anderes Kapitel. Nicht immer gaben wir uns mit dünnen Nielen zufrieden, es fanden auch Stumpen, Brissago der Marke «Blauband», die der Nini jeweils kistchenweise zu Weihnachten geschenkt erhielt und kaum merkte, wenn zwei oder drei fehlten, es fand auch Tabak – Vaters «Rössli-Mittelschnitt» oder der starke «Picadura» des Nachbarn – zuerst in den Hosentaschen und dann in unserer Höhle Einzug, wo gepafft wurde, was das Zeug hielt, der Tabak in eigens verfertigten «Friedenspfeifen», bestehend aus einem ausgehöhlten Holunder-Aststück als Pfeifenkopf und versehen mit einem Biisser aus einem längeren Nussbaumzweig, dessen Mark sich leicht mit einem Draht austossen lässt und ein feines Saugröhrchen ergibt. Da der Geruch unserer Kleider und Haare sowie so durch Feuer und Rauch stark belastet war, so erschnüffelten die Eltern meistens nicht, was wir getrieben, sie nahmen es aber gleich wahr, wenn dem einen oder andern der zu starke «Tobak» nicht gut bekommen war, wenn er gespien hatte und kreidebleich und leidend zu Hause ankam. Tadelnde Worte der Mütter waren die Folgen, hinter vorgehaltener Hand schadenfrohes, manchmal vermeintlich auch verständnisvolles Schmunzeln der Väter.

Aus einer Reklameseite des Werdenberger & Obertoggenburgers hatten

Blätter und die Früchte der Stieleiche (*Quercus robur*): Ausgereifte Eicheln dienten den Menschen in Notzeiten als Ersatz für den raren Kaffee.

Foto Hans Jakob Reich, Salez



wir es erfahren: «Birkin», ein Extrakt aus dem Saft der Birke, das soll den Haarwuchs fördern! Und was ein Apotheker für teures Geld dort anpries, das konnten wir billiger besorgen; eine Birke stand schliesslich unmittelbar bei unserer Höhle. Schon längere Zeit floss der Saft tropfenweise aus einer Wunde in der Rinde, die ein ungewollter Hieb mit dem Beil verursacht hatte. Was aus dem Stamm tropft, das rinnt sicher auch aus einem Wurzelansatz, den unsere Grabarbeiten freigelegt hatten! Bald war man sich einig: Die Wurzel wurde mit einer Kerbe versehen, eine Konservenbüchse daruntergestellt – und schon tröpfelte der Saft in beständigem Fluss heraus. Dass wir damit nicht nur unsere noch haarlosen Wangen und Oberlippen, sondern auch noch andere Teile unserer Körper, an denen im jugendlichen Reifeprozess Behaarung spriessen sollte, reichlich einrieben, versteht sich von selbst.

Der gleich in der Schule rege betriebene Tauschhandel mit unserem homöopathischen Säftchen, abgefüllt in ausgediente Medizinfläschchen vom Vähoggter, brachte uns nicht nur jegliche Menge verpönter Schriften wie Wildwestromane aus dem Basteiverlag, sondern auch etliche Bände von Karl May ein, die wir nächtlicherweile in unserem jugendlichen Abenteuertrieb mit der Taschenlampe unter der Bettdecke verschlangen. Und die erlesenen Abenteuer wurden auch umgesetzt: Der Gaziⁿbüchel erlebte jegliche Gattung von Indianer- und Cowboyspielen mit Anschleichen, mit Kriegsbemalung und manchmal gar mit dem Einsatz der gutmütigen Flora, dem Ross des Nachbarn, das sogleich in «Hatatitla», den Namen von Old Shatterhands Rappen, umgetauft wurde, was so viel wie 'Blitz' bedeutet, dessen Namen es jedoch wegen seines hohen Alters kaum mehr gerecht zu werden vermochte. Und weite-

re fremd klingende Namen tauchten bald auf dem Hügel auf, von Winnetou bis zum schrullenhaften Sam Hawkins, von Kara Ben Nemsi bis zu Hadschi Hallel Omar, von Dick Hammerdull bis Old Wabble.

Es waren durchwegs Mitschüler aus der Witi, mit denen uns freundschaftliche Bande einten, insbesondere die ungefähr gleichaltrigen Üeli-Buben aus einer grösseren Pflegefamilie. Weniger gut war das Verhältnis zu jenen aus Azmas, die sich oft im Gasienzbord oder im Griaillf umhertrieben und sich manchmal in unsere Domäne vorwagten: Gleich wurden deren Pfeilbogen und Lanzen zerbrochen; sie hatten sich schleunigst zurückzuziehen und wagten erst aus grösserer Entfernung zu lamentieren! – Ob aber das gehandelte «Birkenblut» als Katalysator – als Reaktionsbeschleuniger des jugendlichen männlichen Reifeprozesses mit der angepriesenen Haarwuchsförderung – eine nachhaltige Wirkung hinterlassen hat, lässt sich bezweifeln: Etliche der den Gaziⁿbüchel bevölkernden Abenteuergestalten sind heute schlechte Kundschaft beim Coiffeur, auch wenn sie nicht – wie weiland Sam Hawkins – von wilden Sioux skalpiert worden sind.

Grossvaters «Renn-Maschine» ...

Zwischen der hügeligen Wiesenflur Filgärsch und der langgestreckten Matte, die ebenfalls den Namen Gaziⁿ trägt und sich unterhalb der Eiche und südlich des Bühels ausbreitet, verläuft der Feldweg nach Griaillf ein gutes Stück weit kurvenlos, eben und schnurgerade. Hier, wo es nicht immer nur auf- oder abwärts geht wie im Dörfli selbst, dürften die Fontnaser schon seit es die «Drahtesel» gibt, die ersten Versuche mit Velofahren mehr oder weniger erfolgreich gestartet haben. Auch Grossvater besass ein solches Tretrad, steinalt, schwarz, mit Holzgriffen an der Lenkstange, mit einer sogenannten Mantelfiggi als Vorderbremse, mit Rücktritt und mit Dorn auf der linken Seite der hinteren Nabe, auf den man den linken Fuss stellte, um sich von hin-



Die «mahnende Prophetenhand» – das Geäst der knorrigen Eiche auf dem Gazi[®]bühel – an einem Maiabend 2010: willkommene Schattenspenderin, vor allem aber Sinnbild von Kraft und Beständigkeit über der weiten Ebene. Blick auf die Luziensteig, Gutenberg bei Balzers, den Fläscher Berg und Bschissa Mails.

ten in einem Schwung in den Sattel zu hieven. Nie aber sah man den Nini velofahren! Ob er es überhaupt je gelernt hatte, das ist bis zu seinem Ableben sein Geheimnis geblieben. Er hatte seinen ausgesprochenen Viehverstand, er konnte Mähen wie kein Junger, er wusste mit Pferd und Wagen umzugehen, er verstand von Alpwirtschaft mehr als jeder Studierende – mit allem aber, was mit Mechanik und Motoren betrieben wurde, da musste er passen.

Als ihn schliesslich etliche seiner Freunde dann und wann nicht etwa zu Fuss besuchten, sondern mit dem Aufkommen der motorisierten Fahrräder mit so einem modernen Pfupferli, da wollte er nicht abseits stehen und es ihnen gleichtun: Eine solche Maschine

der Marke «Tebag» wurde umgehend angeschafft, die ihm aber nicht lange zur Freude gereichte: Ins Feld hinaus schob er das zweigängige Vehikel zu Fuss, und mit gütiger Mithilfe von uns Jungen konnte er immerhin den Motor zum Laufen bringen. Was er aber unter Kupplung und Gas verstand, das waren für ihn jedenfalls Termini aus einer andern Welt! Endlich im Sattel sitzend, mit heulendem Motor, langsam, dann aber immer schneller fuhr der Heinerech – nein er lief – er rannte – immer schnelleren Schrittes auf dem ebenen Strässchen davon. Wie er schliesslich seine – im wahrsten Sinn des Wortes – «Renn-Maschine» doch irgendwo sturzfrei zum Halten brachte, das wissen die Götter, da sich die jugendlichen Instrukturen

die Bäuche hielten und sich in der nahen Wiese kugelten vor Lachen. Dass seit dieser Episode der Stamm der Eiche auf dem Gazi[®]bühel verdreht gewachsen sei, da auch sie sich krumm gelacht habe, das jedoch behaupten wirklich nur die allerbösesten Zungen!

Jedenfalls war es mit diesem ersten und letzten Versuch vorbei mit Grossvaters Freude an seinem Motörli; das Pfupferli stand ab sofort von ihm nicht mehr angerührt in der Werkstatt, sehr zur Beglückung der Enkel, die – mit den technischen Errungenschaften eher Schritt haltend – nun über ein Fahrzeug verfügten, das ihre Mobilität um einiges, nach gewissen vorgenommenen Manipulationen sogar um vieles verstärkte. Der Nini aber ging weiterhin

zu Fuss zu seinen Rindern, die er bis ins hohe Alter im Gapluem versorgte. Zeitweise logierte er mit ihnen auch im Maiensäss Fies, notgedrungen dorthin transportiert mit einem Motorfahrzeug. «Nu nit z röüsch – nur nicht zu schnell» aber durfte die Fahrt gehen. Und wenn ihm etwas gar neumodisch und spanisch vorkam, dann meinte er fast entschuldigend: «Es ischt halt numma wia davor! – Es ist heute eben nicht mehr so, wie es früher war!»

... und ein Topolino Cinquecento

In einem der Tenne stand schon seit längerer Zeit ein kleines Auto, ein Topolino 500, bleigrau, ein zweisitziger «Cinquecento» des Konstrukteurs Dante Giacosa aus der Turiner Werkstatt «Fiat». Das Fahrzeug war unserer Neugier natürlich nicht entgangen. Nachdem das nicht eingelöste Gefährt von den grössten Spinnweben und Heublumen befreit war, gelang es nach längeren Versuchen, den Motor zu starten. Mit vereinten Kräften wurde die Karre eines Sonntagnachmittags, wenn sowie so alle Erwachsenen ihr Mittagsschläfchen abhielten oder sich auswärts befanden, aus dem Tenn gestossen und zur bekannten Rennstrecke am Fuss des Gaziⁿbühels geschoben. Erst ausserhalb des Dörfli wurde der Motor gestartet, um ja keine Aufmerksamkeit zu erregen oder einen der Schläfer zu wecken.

Zu fünft oder zu sechst – zwei davon im Innern des fahrenden Kistchens, die andern seitwärts hängend und sich an den Fensterrahmen festhaltend – tuckerte die Gesellschaft hinaus ins Feld. Das verbotene Unternehmen war insofern von Erfolg gekrönt, als dass wir mehrmals – wenigstens seitens des schon den Carrutsch chauffierenden Rädelsführers – immer mutiger und frecher und damit natürlich auch mit gesteigerter Geschwindigkeit die gerade Strecke befahren konnten. Die Wendepunkte befanden sich bei der Abzweigung des Feldwegs vom Plattenstutzweg und draussen im Filgärsch in der Wieseneinfahrt.

Da nun aber die gerade Strecke auf der Herfahrt zum Wendepunkt am Plattenstutzweg in einer leichten S-Kurve mit tiefen Fahrspuren genommen werden musste, schleuderte das Vehikel unverhofft gegen das Bord des Gaziⁿbühels und kam seitwärts liegend im Strässchen zum Stillstand. Geistesgegenwärtig hatten sich die an der Seite hängenden Fahrgäste aber vorher durch einen gewagten Sprung in Fahrtrichtung abgesetzt. Mit vereinten Kräften gelang es, den Topolino wieder auf seine Räder zu stellen und die beiden Insassen zu befreien, die beim abrupten Ende der Strolchenfahrt, verständlicherweise der letzten an diesem Sonntagnachmittag, ausser wenigen Beulen ebenfalls unverletzt geblieben waren.

Größere Blessuren aber wies der Cinquecento auf: etliche tiefe Kratzer an der linken Aussenseite, am eingedrückten rechten Kotflügel klebten Erde und grössere, am Gaziⁿbord ausgerissene Grasbüschel, der Scheinwerfer war lädiert, und es fehlte ein Blinkerglas. Ebenso heimlich, jedoch mit noch schlechterem Gewissen wie die Karre aus dem Tenn geholt worden war, wurde sie wieder dorthin zurückgestellt, in der Hoffnung, niemand hätte etwas vom frevelhaften Tun bemerkt. Die allgemeine Lage blieb vorerst verdächtig ruhig; doch eines Tages ging dann ein gröberes Lamento los, als nämlich der Schaden zufälligerweise festgestellt wurde. Die zu Recht vermutete Täterschaft jedoch hielt einmal mehr dicht.

Wenig später, als der Nachbar irgendwoher – vermutlich erbschaftsweise – einen alten Töff geschenkt erhalten hatte, den er zwar nie gebrauchte und der daher ziemlich verwahrlost in der Remise stand, war dann aber das Dichthalten zwecklos. Auch diese Maschine – ob es eine Moto Guzzi, eine Norton, eine Ducati oder eine BMW war, entzieht sich der Erinnerung – erregte bezeichnenderweise nicht nur unsere volle Aufmerksamkeit, sondern wurde geradezu zu einem Objekt unserer Begierde. Auf der bekannten Rennstrecke wurde auch dieses Vehikel unerlaubterweise ausprobiert, bis leider auch wieder einer der Piloten seinem



Auf der Ruuna – dem Totholz – der alten Eiche und Spatenstich für den jungen Baum auf der hohen Kante des Gaziⁿbühels.

jugendlichen Übermut erlag und seiner Selbstüberschätzung schmerzhaften Tribut zu zollen hatte: Mit erheblicher Geschwindigkeit wurde zwar die S-Kurve – ansatzweise in der Art des Rennfahrers und Weltmeisters Luigi Taveri zu seinen besten Zeiten – genommen, das Vorderrad aber brach anschliessend im Schlick einer Regenpfütze aus; der junge Fahrer wurde unsanft abgeworfen und landete nach mehreren Purzelbäumen im Stacheldraht des Weidezauns. Sein Pech war es, dass nicht nur die Lampe des Töffs zu Bruch gegangen war, sondern und vor allem, dass dem Betroffenen die Spuren seiner Freveltat als tiefe Kratzer, die der Stacheldraht hinterlassen hatte, buchstäblich ins Gesicht geschrieben standen. Stillschweigen nützte in diesem Fall gar nichts, und es war in der Folge dann vor allem der Nachbar, den man weit in der Dorf- und Landschaft seinem Unmut Luft machen hörte, als der Gezeichnete seine Beichte ablegte und sich in aller Form zu entschuldigen hatte ...

Im Sauseschritt läuft die Zeit – wir laufen mit⁶

Über sechs Jahrzehnte sind vergangen, seit uns Vater feierabends lehrte – noch gab es kein Fernsehgerät zur allabendlichen Zerstreuung und man sass bei mildem Wetter manchmal unter der Eiche –, wie wir mit einem Teil ihrer Früchte, dem kleinen Napf, in dem die Eicheln sitzen, laute Pfeiffe von uns geben können: Im Handinnern zwischen den ersten Gliedern von Zeige- und Mittelfinger wird das Fruchthecherchen eingeklemmt, die Hand zur Faust geschlossen, so dass zwischen den Fingern auf der Oberseite ein kleiner Schlitz über dem Becher entsteht. An die Lippen angesetzt, erzeugt ein kurzes, heftiges Blasen den hellen Pfeifton, ähnlich jenem warnender Murmeltiere.

Ungefähr gleich lang ist es her, als die Nana uns dort erzählte, wie sie früher in Notzeiten aus den reifen Eicheln – eigentliche Nüsse – Kaffee hergestellt hätten: Geschälte und zerklei-



Der Wunsch, der junge Baum möge über Generationen an seiner dominanten Lage Wind und Wetter ebenso trotzen wie sein Vorgänger, begleitet die junge Eiche auf dem Gazi-bühel.

nerte Eicheln wurden in siedendes Wasser gelegt und darauf liess man sie erkalten. Das bittere Kochwasser wurde

abgegossen, die Eichelstücke erst an der Luft, dann im Ofen getrocknet, bevor sie wie Kaffeebohnen geröstet und

in der Kaffeemühle von Hand gemahlen wurden. Mit einem Esslöffel dieses groben Pulvers hätte man – in kochendem Wasser einige Minuten aufgelöst – drei bis vier Tassen «Kaffee» zubereitet, der zwar weniger angeregt habe wie der echte, jedoch recht geniessbar und bekömmlich gewesen sei.

Nicht einmal der Nini wusste – er war schliesslich in unseren Augen sehr alt –, wann und von wem die Eiche am steilen Rain gepflanzt worden war. Vielleicht war dafür auch ein «Eichern», ein Eichhörnchen, oder ein Specht, der den Fruchtsamen hier vergraben, verloren oder vergessen hatte, verantwortlich. Dabei hatte Grossvater doch so viel erlebt: Zwei Weltkriege, die Pandemie der Spanischen Grippe während der Rekrutenschule im Jura – Schnaps und Kautabak sei es nach seinen eigenen Worten gedankt – glimpflich überstanden und bei der Niederschlagung des Landesstreiks im November 1918 in Zürich, von der er zwar wenig erzählte, war er als Dragoner dabei gewesen. Und er kannte alle Bergspitzen rundum, vom Spitzberg, der Mittagspitze, bis zum Falknis, von der Luziensteig über den Fläscherberg und den Mälberg – das Ellhorn – und weit hinten vom Calanda bis zum Pizol und den Grauen Hörnern im Süden und gegen Westen vom Maziferchopf zum Gonzen und zur Gauschla. Weit schweift hier der Blick auch ins Tal, zur Bahnlinie, zum Rheindamm, zu den rechteckigen Feldern mittendrin, unterbrochen nur durch die Schlangenlinien der von Felben, von Silberweiden, gesäumten Giessen, hinüber nach Balzers auch, zur Burg Gutenberg auf dem markanten Felssporn und zum Balzner Dorfteil Bschissa Mails.

Die Jahre vergingen und manchen der einstigen «Wegelagerer» vom Gaziⁿbühel – den Lümmeljahren langsam aber sicher entwachsend und vorab dem Duft von Mädchenhaar zunehmend wohler gesinnt – trieb es später noch zum Gaziⁿbühel: nicht mehr durch die jugendliche Abenteuerlust gedrängt, sondern durch ein erstes scheues Hän-

dehalten in trauter Zweisamkeit und mit einem riesigen Schwarm von Bipoldern im Bauch. Ein anderes Kapitel des Abenteurers Leben begann unter der Eiche, und Geschichten und Geografie, die konnten bei diesem ersten «Date» – der Nini hätte den neudeutschen Terminus ebenso wenig verstanden wie das französische Tête-à-Tête; wir nennen es daher Stelldichein – den beiden verständlicherweise für einmal gestohlen bleiben!

Ein Symbol urwüchsiger Kraft

Der prächtige Baum aber – gegen zehn Meter hoch und mit breit ausladender Krone – war weiterhin den rauen Nordwinden, verstärkt aber den häufig einbrechenden Föhnstürmen ausgesetzt. Bestimmt haben die wilden Windeinflüsse dazu beigetragen, dass seine Krone gedrunken wirkte und sie sich in die Breite stärker ausdehnte als in die Höhe. Ob ihrer exponierten Lage auf der Hügelkante ist es erstaunlich, dass die Eiche überhaupt mehr als 200 Jahre lang den Stürmen zu trotzen vermochte. Dem Ruf als Symbol der Standfestigkeit hat sie jedenfalls alle Ehre gemacht. Mit ihrem Verlust – man ist mit leicht esoterischem Anflug versucht, hier einen «Kraftort» zu sehen – hat der Gaziⁿbühel vieles von seiner Wirkung verloren. Und im fortgeschrittenen Alter ist man sich offenbar häufiger auch der eigenen Vergänglichkeit bewusst, wie es Julius Maeders Gedicht *Der Baum* bedeutsam umschreibt:

*Mahnend streckt er sein Geäste
als Prophetenhand empor;
die dich schon im Jubelfeste
bunten Blätterfalls beschwor.*

*Damals lachtest du zum Tanze
all der Leben in das Nichts;
heute siehst im kahlen Kranze
du den Boten des Gerichts.*

*Und du schaust in diesem Baum,
der sich kahl zum Himmel reckt,
die Unendlichkeit im Raum,
die dich, Erdgebund'ner, – schreckt.*

Generationen hat die Eiche in ihrer Nachbarschaft kommen und gehen gesehen, Freude und Not, Arbeit und Spiel – Hoffnung, manchmal auch Verzweiflung, Liebe, Neid und gar Hass in der Enge der kleinen Dorfgemeinschaft, und sie hat unwiderruflich vieles für immer mitgenommen! Doch einem jungen Baum, am 21. Oktober 2015 an gleichem Ort gepflanzt, soll die Gunst zum Beweis seiner eigenen Standfestigkeit erwiesen werden, in der Hoffnung, auch er spende den Nachkommen seinen Schatten und werde vielleicht ebenso zu einem Symbol urwüchsiger Kraft und Beständigkeit wie seine Vorgängerin, die alte Eiche auf dem Gaziⁿbühel, die nun nicht mehr ist!

Quellen

Gabathuler 1988: GABATHULER, HANSJAKOB, *Militärschützenverein Fontnas. Jubiläumsschiessen 1988*, Broschüre, Trübbach 1988.

Gabathuler 1989: GABATHULER, MARKUS, *Die Stieleiche. Jahresarbeit Botanik am Lehrseminar Sargans 1988/1989*, Buchs und Sargans 1989.

Gabathuler 2006: GABATHULER, HANSJAKOB, *Fontnaser Dörfli-geschichte(n). Eine kleine Monographie*, Broschüre, Buchs 2006.

Abbildungen

Wo nichts anderes erwähnt ist: vom oder beim Verfasser.

6 Wilhelm Busch: *Bildergeschichte Julchen*.